

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 14 (1909-1910)
Heft: 11

Artikel: Brief aus Thüringen
Autor: E. G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Hahn:

Kikeriki!
Der Heimgüggel bin i,
Jetz packet ech hei
Mit gleitige Bei
I d'Elfenau zrück
Und wünschet is Glück!
Denn, d'Henne hei g'seit,
D's Heim wärd hüt ygweiht,
Und alls syg parat.
Sie mache jetz Staat
Mit Huus und mit Hei
Und Schulde wie Heu.
Ja — Kikeriki
Der Heimgüggel bin i!
Ihr liebe Lüt,
Mir förchtenis nüt,
Vo wyt und vo nah
Sy d'Lehrgotte da,
Die hälfe de scho,
Wes chrumm sötti cho.
Es sy-n-ere viel
Mit eim glyche Ziel.
Der ganz Himmelsstreif
Ei silbrige Schweif,
Der Vorstand als Kärn
Im lüüchtende Stärn,
S'isch wie ne Komet!
Kikeriki — und i der Prophet,

I b'haupte, da Stärn,
Wo steit über Bärn,
Da zündti no wyt
Hüt und allzyt.
Kikeriki!
Und schön isch das Hei!
Und die wo's gseh wei,
Die sölle hüt cho! —
Mir sy gottefroh,
Sy mir jetz so wyt
Und all' die n-ihr hie syt,
Müesst z'Hei beschütze,
Mit Liebe ihm nütze.
D'ihr söllet e rächte
Gloube ha!
Und Opfer bringe und
zäme stah!
J wecke no alli, Kikeriki!
Wär öppe no nid derby
sötti sy.
Tüet d'Auge, d'Härze,
und d'Gäldseckel uuf,
Denn, Kikeriki, süsch
picke-n-ech druf.
Jetz lüüchtet der Tag,
Es freue sich wär mag!
Es söll, Kikeriki,
Viel Glück derby sy!

Brief aus Thüringen.

„Thüringen, holdes Land, wo meine Wiege stand“! sang eine verregnete Schulklasse auf der „Hohen Sonne“, einem Hügel in der Nähe der Wartburg. Dass dieses Lob aus Kindermund berechtigt war, wusste ich durch den Besuch der Wartburg, von wo aus man einen Blick werfen kann auf das waldreiche Hügelland. Allein die Perle des Thüringer Waldes, das Schwarzatal, hatte ich noch nicht gesehen. Zum Besuche dieser Gegend, die eine längere Fusswanderung in sich schliesst, wartete ich besseres Wetter ab.

Als zur Seltenheit einmal der Himmel sich aufhellte, nahm ich den Wanderstab zur Hand, um das Waldeldorado, das jährlich von Tausenden deutscher Touristen und Sommerfrischlern aufgesucht wird, kennen zu lernen. Bis in die Nähe der Berge führte mich die Eisenbahn. Da wo eine Seitenlinie nach dem Thüringer Walde abzweigt, liegt die Herrnhuter-Kolonie Neudietendorf. Der Fahrplan zeigte eine volle Stunde Wartezeit an, und diese benutzte ich, um mir das Dorf und seine grösste Merkwürdigkeit, den Friedhof der Brüdergemeinde, anzusehen. Ich durchwanderte die stillen, saubern Gassen, die nichts Auffälliges

zeigen, als einige Firmatafeln mit Aufschriften wie „Gnadauer Bretzeln“, „Sareptabalsam“, usw. Herrlichkeiten, die übrigens auch am Bahnhof zugleich mit warmen Würstchen ausgerufen werden. Der Friedhof ist ein grüner, stiller Buchenhain. Die Grabsteine entdeckt man erst, wenn man dicht bei ihnen steht. Denn es sind bloss liegende, etwas gewölbte Sandsteinplatten, die in langen Reihen die Gräber decken und vom feuchten Moose grünlich schimmern. Alle sind gleich; alle tragen ausser dem Namen nur die Aufschrift: „Heimgegangen“. Diese schlichten Ruhestätten, nur geschmückt vom Grün der Bäume und des Rasens, bilden den denkbar grössten Gegensatz zu dem weiss schimmernden, prunkvollen Camposanto von Mailand. Leider machen in neuerer Zeit auch die Herrnhuter dem modernen Luxus Konzessionen. Die frischen Gräber haben schon Marmorplatten verschiedener Grösse und Farbe, und sie zeigen nicht nur den Namen, sondern auch den Stand der Entschlafenen an. Eine besondere Eigentümlichkeit dieses Friedhofes ist noch, dass Männer und Frauen getrennt sind. Jedes Geschlecht hat seinen besonderen Platz.

Neudietendorf liegt noch im Flachland. Eine Seitenbahn führte mich hin zum Gebirge, nach Ilmenau. Dort hatte ich vor drei Jahren einen flüchtigen Blick getan in die Waldherrlichkeit Thüringens, als ich Gœthes Andenken zu Liebe den Gickelhahn bestieg. Jetzt fuhr ich weiter, hinauf nach Grossbreitenbach, einer stattlichen Ortschaft, die 634 m ü. M. liegt, was für Deutschland schon eine ansehnliche Höhe bedeutet. Dort konnte ich also lang entbehrte Höhenluft einatmen, und dann — vor allem — Waldesluft. Denn nun begann die Waldwanderung. Stunden- und stundenlang kann der Tourist auf herrlichen Waldwegen gehen, die nie die Schatten der prächtigen Bäume verlassen, um ihn nach kurzem Schutze wieder der Sonne preiszugeben, wie das in der Schweiz meist der Fall ist. Nach zirka zwei Stunden kam ich in Katzhütte, der obersten Ortschaft des Schwarzatales an. Hier ist die Glasfabrikation zuhause, und wenn man vor einer der Fabriken stehen bleibt, sieht man im Innern schwärzliche Gestalten glühende Glaskugeln aufblasen. In den blumengeschmückten Gärtchen der zierlichen Häuschen schmücken bunte Glaskugeln die Stangen der Rosenbäume und Geranienstöcke. Das sieht alles so niedlich und schimmernd aus, wie im Märchenland. Fast jedes Haus trägt an der Front ein oder mehrere kleine Käfige, in denen je ein grosser, bunter Vogel sitzt, der sich in seinem engen Kerker kaum bewegen kann. Das sieht nun auch nett aus und passt ganz zu den Märchen der Romantiker. Man denkt etwa an den wunderbaren Vogel, der sein sehnsüchtiges „Waldeinsamkeit, wie bist du weit“ sang, und dann denkt man an die Sehnsucht und die Leiden eines solch armen Geschöpfes, das dem glühenden Sonnenbrand ausgesetzt ist und hier den Sommer durch schmachten muss, um den Menschen Vergnügen zu bereiten. Ich habe mich gewundert über die gedankenlose Grausamkeit der Thüringer, die meiner Ansicht nach die der vogelmörderischen Italiener übersteigt. Ich wunderte mich ferner darüber, dass niemand gegen diese Grausamkeit protestiert, dass nicht die Schule den Kindern den Vogelfang verbietet und kein Tierschutzverein dagegen einschreitet. So schritt ich in einer Stimmung, die aus Freude an den romantischen Häuschen, Teilnahme mit den armen Gimpeln und Ärger über die gedankenlosen Menschen gemischt war, durch das Märchendorf. Und nun ging's wieder durch den Wald, der rauschenden Schwarzta entlang. Hier und da liegen, eingebettet in die dunkeln Tannenwälder, grüne Wiesen mit kurzem Gras bewachsen und von Felsenstein durchbrochen, so dass man sich in die Alpen versetzt glaubt. Es fehlen

nur die Alpenrosen und über den waldigen Hügeln die weissen Gipfel. Es war schon Nacht, als ich in Schwarzburg, meinem ersten Wanderziel, ankam. Ich wusste also nicht, wie die Gegend hier aussah und erlebte deshalb am andern Morgen früh beim Betreten der Gasthofterrasse eine wundervolle Überraschung. Die Sonne brach sich eben Bahn durch den Nebel, der die Gipfel der Hügel noch einhüllte. Vor mir lag ein dunkles Waldtal. Die Höhenzüge schoben sich kulissenartig vor, ähnlich wie am Eingang des Lauterbrunnentales in der Nähe von Interlaken. Doch hier sah man statt Felsen, Weiden und Wald, nichts als dichten dunklen Tannenwald. Nach und nach entschleierten sich die Hügel, und ein blauer Himmel wölbte sich über der düstern Waldespracht. Ich sättigte mich an dem herrlichen Bilde und bestieg dann den berühmtesten Aussichtspunkt der Gegend, den Trippstein. Dort steht auf einem Felsvorsprung das Borkenhäuschen, das allein den vollen Ausblick gewährt auf Schwarzburg und seine Umgebung. Auf einem grünen Hügel, wie auf einer Insel im Waldmeer liegt das weissschimmernde Schloss der Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt; zu seinen Füßen scharen sich die Häuser des Dorfes. Alles das lag vor mir in stiller, leuchtender Sommermorgenpracht.

Und weiter führte der Waldweg eine Zeitlang auf dem Kamme des Hügels, dann auf der andern Seite hinunter zum sog. Schweizerhaus, einer Restauration im Chaletstil der Heimat. Dort ist man wieder zur Seite der Schwarzburg. Durch das untere Schwarzatal, das schönste Tal Thüringens, führt weder eine Eisenbahn, noch dürfen da Automobile fahren. Ich zog es vor, etwas weiter oben am Abhang durch den herrlichen Mischwald zu dem Jagdschloss Eberstein zu wandern. Von da gings allmählich hinunter nach dem Städtchen Blankenburg, das am Ausgange des Tales liegt. Blankenburg ist das Zentrum der thüringischen Fremdenindustrie. Von hier aus werden die Täler und Berge besucht, und hier bieten zahlreiche hübsche Villen den Fremden einen lieblichen Sommeraufenthalt. Man könnte Blankenburg das thüringische Interlaken und Schwarzburg etwa das thüringische Grindelwald nennen. Als besondere Ehre rechnet es sich das Städtchen an, dass hier Fröbel gewohnt und den ersten Kindergarten gegründet hat. Mein pädagogisches Gewissen liess mir keine Ruhe, und ich durchwanderte trotz der glühenden Mittagshitze alle Strassen, um nach den nicht sehr klaren Angaben des Reisehandbuches das Haus zu finden, wo der Kinderfreund gelebt und gewirkt hat. Das Fragen habe ich mir seit meiner Reise nach Italien abgewöhnt. Endlich entdeckte ich das freundliche Haus an der Schwarzabrücke und bald nachher das schlichte Fröbeldenkmal. Also auch hier wandelte ich auf den Spuren eines berühmten Mannes. In Thüringen tut man das immer, man mag sich wenden, wohin man will. Folgende Aufzählung der Orte, die ich auf meiner diesjährigen Reise berührte, mag dies beweisen: Eisenach — Luther, Bach und Reuter, Arnstadt — Willibald Alexis und die Marlitt, Langewiesen — Wilhelm Heynse, Blankenburg — Fröbel, Rudolstadt — Schillers Lotte, Volksstedt — Schiller, Kochberg — Charlotte v. Stein, und gar in Jena und Weimar wimmelt's von geistigen Grössen, allerdings nicht der Gegenwart, sondern der Vergangenheit. Auch diesmal versäumte ich es nicht, Goethes und Schillers Andenken in Jena und Weimar einige Stunden zu widmen. Von Blankenburg führt die Bahn über Rudolstadt nach Jena. Dort nahm ich Quartier im altberühmten Gasthause „zum Bären“. Drei Tafeln an der Front zeigen an, dass hier einst Friedrich der Weise, Luther

und Bismarck genächtigt hatten. In Jena trägt überhaupt jedes zweite Haus eine Marmortafel mit dem Namen eines berühmten Mannes, der kürzere oder längere Zeit hier gewohnt hatte. Dem „Bären“ gegenüber stand früher das alte herzogliche Schloss, jetzt steht an dessen Stelle die neue Universität. Ich veräumte nicht, sie zu besuchen, in erster Linie, weil ich das berühmte Hodlersche Bild vom Auszuge der Jenaer Studenten sehen wollte. Es bedeckt die Wand eines Korridors und ist mit einer Glasscheibe vor der Besudelung durch feindliche Hand geschützt. Denn, wie mir der Kustos mitteilte, war das Bild Gegenstand einer heftigen Polemik und wütender Angriffe. Es hätten davor im Anfang oft lärmende Auftritte stattgefunden, und die Studenten fänden, es sei eine Schmach, dass es da hänge. Jetzt sei die Kritik etwas verstummt; das Publikum sei durch die Aufklärungsarbeit Kunstverständiger erzogen worden, und die lautesten Schreier fangen an sich zu schämen. Das Bild ist nicht eben gut placiert. Wenn man sich in der nötigen Distanz hält, sieht man nur die Mittelpartie. Doch die Figuren, die man erblickt, der Student, der den Rock anzieht, und der andere, der sich so ungeschickt den Tornister aufschnallt, sehen wundervoll lebendig aus. Die unbeholfene Eilfertigkeit und Begeisterung der schlanken jungen Musenöhne hat überhaupt etwas Rührendes, und ich kann nicht begreifen, dass sich die Studenten nicht dadurch geschmeichelt fühlen. Sie möchten sich wohl flotter und schneidiger, mit den obligaten Schmissen abkonterfeit sehen. — Ich besichtigte alle Haupträume der Universität und fand das ganze Gebäude überaus schön und stilvoll. Ich äusserte diese Ansicht, worauf der Kustos bemerkte, den Jenensern gefalle es nicht, weil die Räume im alten Jenaerstil niedrig gehalten seien. Sie nennen es einen Schafstall, worauf ich erwiderte, da komme es doch hauptsächlich auf die Insassen an.

Dass ich in Jena vor allem Schillers Gartenhaus einen Besuch abstattete, ist wohl selbstverständlich. Ich sah den Ort, wo er den „Wallenstein“ gedichtet, den Steintisch, an dem er mit Goethe oft gesessen und wo „manches gute und grosse Wort gesprochen wurde“. Diese geweihten Stätten befinden sich in einem stillen, grünen Garten, und da zufällig keine andern Besucher da waren, konnte ich ungestört meine Andacht verrichten, besser als in den Wohnhäusern der grossen Toten, wo man auf Schritt und Tritt von Führern begleitet, beaufsichtigt und belehrt wird.

Ich habe in Jena noch manches gesehen, doch ich will nicht lang werden und eile weiter nach Weimar, wo ich den letzten Reisetag zubrachte. Weimar war mir von meinem ersten Besuche her vertraut, und ich wusste ohne Reisehandbuch, wohin ich meine Schritte lenken sollte. Am Abend noch eilte ich in den herzoglichen Park, den ich in seiner vollen sommerlichen Schönheit genoss, setzte mich bei sinkender Sonne vor das kleine Goethehäuschen und dachte dies und dachte das. Am andern Morgen wollte ich nach Tiefurt, dem herzoglichen Lustschloss hinauswandern, das mir aus Goethes Briefen und Tagebüchern bekannt war, und das ich das letzte Mal zu besuchen nicht die Zeit hatte. Es sollte auch diesmal nicht sein. Auf einen schönen Abend folgte ein regnerischer, windiger Morgen, und ich war froh, die Sehenswürdigkeiten zu geniessen, die unter Dach und Fach waren. An solchen leidet nun Weimar keinen Mangel. Ich besuchte diesmal das Wittumspalais der Herzogin Anna Amalie mit den zahlreichen Andenken an Weimars grosse Zeit, das Museum mit den Prellerschen Fresken und das Goethe- und Schillerarchiv, wo der ganze Nachlass der beiden Dichter in pietätvoller Weise aufbewahrt wird. Unter den vielen Handschriften,

die in Glasschränken zur Schau gestellt sind und von denen ich so viel wie möglich entzifferte, nenne ich einige: Tasso, Götz I. Fassung, Iphigenie, Faust II, Urfaust, Werther, Xenien, Tagebuch der italienischen Reise, einige Gedichte Goethes, Don Carlos, Tell, aus Schillers Schulheft über Poetik und Stilistik, ein Geburtstagsgedicht des neunjährigen Schiller an seine Eltern u. a. m.

Der letzte Reisetag ging rasch vorbei; mein Beutel erlaubte mir keinen längern Aufenthalt in Weimar. Bald werde ich das „holde Thüringen“ überhaupt verlassen müssen. Das nächste Mal, wenn ich wiederkehre, werde ich den Inselsberg, den Rigi des Thüringerwaldes, besteigen und, last not least, Frau Venus im Hörselberg einen Besuch abstatten.

Herda bei Eisenach, den 7. August 1910.

E. G.

Esperanto und seine Erfolge.

J. Schmid, Sekretär des schweiz. Esperantovereins, Bern.

Zu den grössten Erfindungen der neueren Zeit gehört ohne Zweifel auch diejenige einer allgemeinen Hilfssprache. Es ist eine unwiderlegte Tatsache, dass unsere gesamte Kultur infolge der ausgezeichneten Verkehrsmittel von Tag zu Tag internationaler wird und dass Völker, die einander noch vor wenigen Jahrzehnten kaum dem Namen nach kannten, heute in engen Beziehungen zueinander stehen und sich gegenseitig materielle und geistige Güter mitteilen. Die Verschiedenheit der Sprachen hat sich aber bisher als das grösste Hemmnis des internationalen Wertaustausches erwiesen und weitblickende Männer haben deshalb schon lange nach Mitteln gesucht, dieses Hemmnis zu überwinden. Aber erst dem russischen Arzte Dr. Samenhof, einem genialen Kenner von mehr als einem halben Dutzend klassischer und moderner Sprachen, blieb es vorbehalten, ein brauchbares und wohlklingendes Idiom zu schaffen, das für jeden halbwegs Gebildeten leicht zu erlernen ist und das sich aus diesem Grunde mit grosser Schnelligkeit über die ganze zivilisierte Welt ausgebreitet hat. Allerdings geschah die Verbreitung in den ersten Jahren langsam; allein seitdem der erste Esperantokongress (1905 Boulogne s. M.) der Menschheit die Augen geöffnet hat, seitdem der Hilfssprache von allen Seiten Gegner und Spötter erstanden sind, geht sie mit Riesenschritten ihrem Ziele entgegen. Die Esperantisten sind heute eine Macht geworden, mit der man zu rechnen hat und die allen Angriffen siegreich widerstehen wird.

Jede grosse Kulturtat hat ihre spezifischen Begleiterscheinungen. Der Esperantismus scheint das „Verbesserungsfieber“ gezeitigt zu haben. Sobald er zu gewissen Erfolgen gelangt war, zeigten sich von allen Seiten Reformatoren, die ihm seine Dienste aufdrängen wollten. Jeder hatte an dem genialen Werke irgend eine Kleinigkeit zu kritisieren und bemühte sich, der Welt zu beweisen, dass sein Geschmack der allein richtige sei. Einige dieser Weltverbesserer setzten unter dem hochtönenden Namen „Delegation zur Annahme einer internationalen Hilfssprache“ eine hübsche Komödie in Szene, die einem Satiriker dankbaren Stoff zu einem Zeitroman bieten würde. Allein die fein verschlungenen Fäden der unter „wissenschaftlicher Flagge“ segelnden Delegation wurden bald erkannt und die grossen Männer, die man unter falschen Vorspiegelungen in die Sache verwickelt hatte, zogen sich mit Entrüstung davon zurück. Der grosse Philologe